

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Dermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 17

Sonntag, den 21. März 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 21. März: Benedikt. **Montag, 22. März:** Venenutus.
Dienstag, 23. März: Victorian. **Mittwoch, 24. März:** Verta. **Donnerstag, 25. März:** Mariä Verkündigung. **Freitag, 26. März:** Euderns. **Sams- tag, 27. März:** Johannes von Damaskus.

Fünfter Fastensonntag

Evangelium des hl. Johannes 8, 46—59.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der hört auf Gottes Wort; darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht; es ist einer, der sucht und richtet. Wahrlich, wahrlich, sag' ich euch, wenn jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machst du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; mein Vater ist es, der mich ehrt, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn, und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner gleichwie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater, hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde; er sah ihn und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, ehe denn Abraham war, bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; Jesus aber verbarg sich und ging aus dem Tempel hinaus.

*

Es ist jetzt fast nicht mehr auszukommen mit der Müllersfrau in der unteren Mühle. Neulich hat ihr der Herr Pfarrer, so wie es seine Pflicht war, die amtliche Nachricht ins Haus gebracht, daß ihr Karl auf dem Feld der Ehre gefallen sei. Nicht eine Franzosenkugel hat ihn hinweggerafft, sondern elendiglich ertrunken ist er mit vier anderen, die in einem Rachen über einen Fluß setzen sollten, um auf der anderen Seite eine feindliche Stellung auszulundschaffen. Da fuhr eine Granate in den Rachen, als sie mitten auf dem Wasser waren, der Rachen kenterte, und die fünf mußten in dem kalten Wasser umkommen. So hatte ein Kamerad an die Müllerin geschrieben, an den sie sich gewandt, um näheres über die letzten Lebensaugenblicke ihres Sohnes zu erfahren. Geweint hat sie, seitdem sie die Botschaft gehört, noch nicht ein einziges Mal. Ernst und streng schaut sie aus ihrem Gesicht heraus, und die Leute sagen, wenn sie nur mal weinen könnte, dann wäre's anders mit ihr. Die ganze Welt ist ihr eine einzige Ungerechtigkeit, angefangen vom Kaiser bis herab zum Landrat und Bürgermeister. Wenn ihrem Willen nach gegangen wäre, und der Bürgermeister hätte ein Einsehen gehabt und ihr den einzigen Ernährer reklamiert, dann hätte ihr Sohn nicht so früh zu sterben brauchen, und sie wäre jetzt mit ihren drei Töchtern nicht so allein in der Welt und dem Elend preisgegeben. So jammert sie, die Müllersfrau, und tut, als ob der Hunger und die blasser Rot schon vor der Tür stünde, und derweil hat sie den Speicher voll Frucht und die Kammer voll Schinken, und Eingemachtes die schwere Menge. Und die drei Mädchen können schaffen wie drei Mannsleute, und bisher hat sie den Karl fast noch gar nicht entbehrt, und es geht alles seinen Gang wie früher. Der Bachmeiers Christoph, so räsoniert die Frau weiter, der ganz allein da stand und für niemand zu sorgen hatte, um den niemand

sich wehtäte, wenn er nicht mehr heimkäme, der blieb gesund im Felde und schrieb eine Karte über die andere heim, was er für einen guten Feldweibel habe, und wie sie immer satt zu essen hätten, und es fehle ihm gar nichts. Der Bürgermeister, ja, der steckte mit dem Landrat unter einer Decke, sonst ließen nicht so viele gesunde Leute noch herum. Die Bauernsöhne, die hole man zuerst und jage sie in den Tod usw. So und ähnlich redete sich die Müllersfrau in einen Zorn hinein und in eine Verbitterung, daß man ihr aus dem Wege ging, wenn man sie kommen sah, weil es widerwärtig war, die sonst so stille und vernünftige Frau so reden zu hören. Was aber den Leuten so weh tat, das war der Müllerin sündhaftes Reden über unsern Herrgott. Sie gebe nichts mehr auf das Kirchenlaufen und das Beten, es sei doch alles umsonst, unser Herrgott mache doch, was er wolle, er kümmere sich nicht um die Not des gewöhnlichen Volkes usw. Auch der Pfarrer, der von diesen gottlosen Reden der Müllerin hörte, und ihr zureden wollte, mußte unverrichteter Sache wieder fortgehen. Hier kann nur unser Herrgott und seine Gnade etwas ausrichten, sagte er sich. Sie ist in ihren Zukunftsplänen auf das empfindlichste getroffen worden, da muß sie sich erst wieder zurechtfinden, ehe sie weiteren Belehrungen zugänglich ist. Ich habe aber die Hoffnung, daß noch alles gut wird, denn sie ist sonst nicht aneben, tut viel Gutes, hält Ordnung in Haus und Hof, und da wird die Gnade schon siegreich werden.

Ja, geht's hundert anderen nicht auch so? und in vielen Fällen noch schlimmer? Wo bleibt da die Gerechtigkeit? So rufen sie dann und rechnen und zählen und wägen, ob sie verdient hätten, oder ob sie schon über Gebühr Opfer gebracht hätten, und ob der und jener auch herangezogen werden müsse. Ach, auf diesem Wege werden sie nimmer einig werden mit sich und dem lieben Gott. Das wäre, wie wenn einer in Frankfurt in den Zug nach Basel einstiege, da er doch nach Berlin fahren will. Er entfernt sich immer weiter von seinem Ziel. So kommt auch einer von Gott immer weiter weg, wenn er mit seinem menschlichen Bollwerk von den Dingen, die Gott kommen läßt, das Maß nehmen will. „Es ist einer, der sucht und richtet.“ Dieses Wort aus dem heutigen Evangelium kommt zur rechten Zeit. Also die Gerechtigkeit in den jetzigen Weltkämpfen und im eignen Land und im eignen Dorf wollen wir dem Richter über die Lebendigen und Toten überlassen. Der kennt sich auch besser aus. Und wenn wir meinen, dies oder das sei nicht gerecht, wollen wir denken: Unser Herrgott wird's schon ausgleichen. Oder hat er's nicht in der Hand, jemand zu entschädigen, der unter dem Krieg gar so viel leiden muß? Und auf der anderen Seite, kann da nicht unser Herrgott es so einrichten, daß einer doch noch bluten und leiden muß, der es verstanden hat, sich allen Kriegsothern zu entziehen? Bei Gott ist kein Ding unmöglich, sagt die hl. Schrift. Greifere dich deshalb nicht, wenn du siehst, daß einer in eurem Dorf, der es gar nicht nötig hätte, sich bemüht, seinen Sohn vom Militär frei zu bekommen, oder wenn er selber im Felde steht, Urlaub zu bekommen oder seinen Urlaub sich verlängern zu lassen. Gönn' es ihm, wenn er mit seinen Bemühungen Erfolg hat. Mach' ja keine Schrift an den Landrat, oder ans Bezirkskommando. Vor einiger Zeit hat eine Militärbehörde erzählt, wieviele anonyme Briefe sie bekäme, worin gesagt sei, daß der und der auch noch zurück sei, und der müsse auch Soldat werden, und jener habe den Bürgermeister und den Landrat für Geld gewonnen, daß er frei läme usw. Welch häßliche Gesinnung spricht doch aus diesen Schriften. Nein, gönn' es jedem, wenn er möglichst wenig unter dem Krieg leidet, wenn sein Geschäft auch im Krieg vorangeht und er viel Geld gut macht. Hat er dabei Ungerechtigkeit begangen, dann ist es nicht deine Sache, darüber zu urteilen. Gott wird ihn schon finden. Solange es Menschen gibt, die regieren und regiert werden, gibt es Fehler und Mängel. Auch im bestregierten Land kann man's nicht jedem recht machen, und die Ungleichheit kann nie ganz beseitigt werden. So auch jetzt im Krieg. Es wäre aber töricht und sündhaft, darüber das Große, Gewaltige, Heilige und Erhebende zu vergessen, trotzig beiseite zu stehen, die Hände müßig in den Schoß zu legen und in den Werken der Nächstenliebe zu erlahmen, weil man seinen Willen nicht bekommt oder ein anderer zuviel Willen und Freiheit genießt. Durchhalten! heißt jetzt das Wort und die Kriegssparole. Ja, durchhalten im Vertrauen auf unsern Herrgott, der die Herzen der Menschen, der Könige und Feldherren, lenkt wie Wasserbäche, und der sich zu denen neigt, die in Liebe und Vertrauen zu ihm halten.

Bpa.

Beim Kreuz am Scheideweg

Am Scheideweg, auf freiem Felde,
Dem Lammesplatze wilder Winde,
Ragt hoch ein Kreuzbild in die Lände,
Besitztet treu von mächt'ger Linde.

Oktob' war's! Ich fuhr des Weges,
Mit frischem Sinn, ein junges Blut;
Den letzten Kranz auf der Schulter,
Ein herbstlich Blümlein fest am Hut.

Und wie ich sah das Kreuz am Wege,
Den Heiland dran, so weh' und wund,
Da stammelte bewegten Herzens
Des Christen frommen Gruß mein Mund,

Die Stürme hielten in der Linde
Dazu die Zwiesprach, barsch und laut;
Das letzte Blatt flog in die Stoppel,
Des Windes Tollen anvertraut.

Am Fuß des Kreuzes schlug im Sturme
Ein dürres Kränzlein hin und her:
Und ich allein — so weit die Ferne —
Mir wurd's auf einmal trüb und schwer.

Ein letzter Blick, ein letztes Grüßen,
Bevor ich rüstig weiter ging;
Ich nahm vom Hut das herbstlich Blümchen,
Das ich zum weissen Kränzlein hing.

Der Wind trieb längst die arme Blume
Hinaus ins öde, leere Feld;
Mich riß es los vom Vaterhause,
Fort in die irre, wirre Welt.

*

Doch, Heiland, dieß sei mein Gelöbniß:
Im Sturm und Streite, schwer und hart,
Halt' ich mit deiner Kraft zum Kreuze,
Bis mir im Tod die Hand erstarrt!

P. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des Passions-
sonntages.

Mit dem Passionssonntage beginnt die Zeit, die der Erinnerung an das Leiden des Herrn ganz besonders geweiht ist. Die Bilder des Erlösers werden verhüllt; die Lobpreisung der allerheiligsten Dreifaltigkeit, das „Ehre sei“, das bisher noch leise einen Unterton der Freude in das Flehen der Kirche hineintrug, verstummt. Je näher der große Freitag kommt, desto häufiger vernahmen wir den Angstschrei des Gottmenschen, dessen Seele sich immer mehr der göttlichen Kraft beraubt, bis sie mit dem Rufe: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ den Leib für drei Tage dem Allbeherrschender Tod überläßt. In den Wechselgesängen der heutigen Messe vernahmen wir zum erstenmale dieses Zittern und Zagen, dieses flehentliche Aufschreien der Menschheit Christi. Im Introitus steht sie: Schaffe mir Recht, o Gott, und entscheide meinen Handel wider das unheilige Volk; von dem ungerechten und arglistigen Manne rette mich; denn du, o Gott, bist meine Stärke. — Der Wutschrei eines bedröhten Volkes, der wie Sturmesbrausen wider den feigen Römer heranstutet: „Kreuzige, kreuzige ihn!“ liegt schon in den Ohren des Erlösers. Da legt er Verwahrung ein bei seinem Vater, Verwahrung gegen den ungerechten Blutruf, denn unwillkürlich bäumt sich in ihm die menschliche Natur, die ja all unsere Schwäche, die Sünde ausgenommen, nicht von sich wies, auf gegen das schändliche Verlangen eines ganzen Volkes, gegen die elende Feigheit eines schwankenden Richters. Wir vernahmen in anderer Fassung die Bitte des Delberges: „Vater, nimm den Kelch von mir; doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst!“ Doch wie in Gethsemani der demütigen Bitte sogleich die großmütige Einwilligung folgt, so auch hier mit den Worten des Psalmverses: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, sie werden mich leiten und führen auf deinen heiligen Berg und in deine heiligen Hütten!“ — Gerade in dieser vertrauensvollen Bitte liegt die herrlichste Bereiterklärung. Des Vaters Licht und Kraft wird ihn stärken; wie ein Riese wird er den Weg zum hl. Berge Golgatha zurücklegen, dann aber auch in die hl. Hütten des Himmels einziehen durch wunderbare Auffahrt. Doch vor dieser liegt noch das entsetzliche Leiden, darum wiederholt sich die Bitte: Schaffe mir Recht, o Gott, und entscheide meinen Handel wider das unheilige Volk! von dem ungerechten und arglistigen Manne rette mich; denn du, o Gott, bist meine Stärke!

Der Kampf mit des Todes Not, das Aufbäumen der Seele gegen das andrängende Leiden und dann die übermenschliche Ergebung in das Schreckliche, die gerade ob des unwillkürlichen Aufbäumens so verdienstlich und heldenhaft wird, ist gewissermaßen die Seele des ganzen Leidensdramas, in dem ein allmächtiger Gott aus Liebe von hasserfüllten Menschen den grausamsten Tod erleidet. Darum wohl nimmt das Graduale den Gedanken des Introitus von neuem auf, wenn es singt: „Entreiß mich, Herr, meinen Feinden, lehre mich deinen Willen tun. Du mein Erretter von den zornigen Völkern, du wirst mich erhöhen über die, so sich auflehnen wider mich, vom ungerechten Manne mich befreien.“ — Wieder: Bitte und Einwilligung zugleich mit dem festen Vertrauen, daß der Erniedrigung die Erhöhung folgt.

Im Traktus wird in großen, martigen Zügen der Kampf geschildert, den der Heiland die ganze Zeit seines Lebens auszufechten hatte, der dann gipfelt in den Ereignissen der Karwoche: „Oft drängten sie mich von meiner Jugend auf. So sage nun, Israel (Kämpfer Gottes, hier: Christus): Oft drängten sie mich von Jugend auf! Aber sie konnten mir nicht an, auf meinem Rücken schlugen die Sünder mir Striemen. Sie machten's lange mit ihrer Bosheit; aber der Herr war gerecht, zerhieb der Sünder Rücken. — Von Jugend auf — mit der Hartberzigkeit der Bethlehemiten beginnt dieser Kampf, mit des Longinus Lanzenstich endet er — haben sie den Herrn verfolgt. All das kleinliche Treiben der Pharisäer und Saduzäer in den drei Bekehrjahre des Herrn, steht wieder auf vor seinen Augen, dann sieht er die kommenden Qualen: der Geißelung und der Dornenkrönung, des langen, langen Kreuzweges und der dreistündigen Todeswehen: sie haben's lange mit ihm gemacht; vom Abend des Donnerstags bis zum Nachmittage des Freitags. Nicht kurzes Vernichten, nein, langes, langames Morden. Mit der Verfinsterung der Sonne, dem Verßen der Felsen, dem Zerreißen des Tempelvorhanges und all den Wundern der Natur beginnt dann aber die Verherrlichung des Verfolgten, das Vortreten der Verfolger — „der Herr war gerecht; er zerhieb der Sünder Rücken“.

Christi Leid, des Christen Freud; Christi Tod, des Christen Leben! Ja, Christi Leid ist die Quelle unserer wahrsten Freude; Christi Tod der Born alles wirklichen Lebens, das in der Kirche wie im einzelnen Christen flutet. Und wenn die Qual und Pein unseres lieben Herrn und Heilands auch des Christen inniges Mitleiden erweckt, der gottliebenden Seele echte Trauer bereitet; so ist der Gedanke: Ohne des Heilandes Blut wäre ich ewig in Nacht und Sünde geblieben, durch dasselbe aber ist mir Licht und Kraft in reichster Fülle zugeströmt, so tröstlich, daß die Kirche inmitten der Erinnerung an ihres Stifters Leid und Weh nicht mehr den Dank zurückhalten kann, mit den Worten des königlichen Sängers spricht sie ihn aus im Offertorium: „Lobfingen will ich dir, Herr, von meinem ganzen Herzen. Tu' Gutes deinem Knechte, so werde ich leben und bewahren deine Gebote. Belebe mich nach deinem Worte, o Herr!“

Ist das Leiden Christi im allgemeinen die Quelle all unseres irdischen Lebens und Glückes, dann ist gerade das allerheiligste Altarsakrament der Hauptkanal, durch den uns der ganze Erlösungssegen ausfließt, und zwar ist der Heiland selbst der Träger dieses Segens unter den Gestalten von Brot und Wein. Durch ein Wunder, das nur die Weisheit eines Gottes erkennen, die Liebe eines Gottes in die Tat umsetzen konnte, geht dieser Gott in uns selbst ein, um seiner Erlösung Gedächtnis mit uns zu feiern, seiner Erlösung Kraft uns mitzuteilen. Die Kirche will uns zum Danke, zur Erkenntnis der Größe dieser unfassbaren Liebe führen, indem sie in so schlichter und doch so wirksamer Weise die Einsetzungsworte des großen Sakramentes im Kommunionverse vom Chor singen läßt: „Dies ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; dies ist der Kelch des neuen Bundes in meinem Blute, sagt der Herr; so oft ihr dieses nehmet, tut es zu meinem Andenken.“ — Hat je ein Vater in seinem Testamente solch herrliches Erbe hinterlassen?

Berlaß heute nicht die Kirche, lieber Leser, ohne deinem Heilande den Dank für diese wahrhaft göttliche Hinterlassenschaft ausgesprochen zu haben. Und nimm das Brot des Lebens oft, wenn es die Umstände erlauben, täglich, in dankbarer Erinnerung an deine Erlösung, um durch das übernatürliche Brot stark zu werden in echter Gottes- und Nächstenliebe, das wäre deinem Erlöser der angenehmste Dank.

P. B., O. F. M.

Der hl. Benedikt — glücklich in Gebet und Arbeit

(21. März.)

Von der Arbeit deiner Hände wirst du essen;
Heil dir; es wird dir gut geh'n! (Ps. 127, 2.)

Jeder Ordensstifter hat seinem Orden mehr oder weniger den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufgedrückt. Wir können dies verfolgen bei einem hl. Franziskus, Dominikus, Ignatius; auch der alterthümliche Benediktinerorden trägt außerordentlich viel von der großen Persönlichkeit seines Stifters an sich. St. Benediktus fand sein ganzes Glück in Gebet und Arbeit; sein Leben, seine Regel, seine Gründung beweist dies.

Benedikt wurde um 480 im umbrischen Nursia (Norcia) geboren. Da seinen Eltern reiche Mittel zu Gebote standen, sandten sie ihren begabten Sohn nach Rom, zu allseitiger wissenschaftlicher Ausbildung. Die Kreise, in die er dadurch hineinkam, waren vielfach zucht- und sittenlos. Der Heilige, der in den frischen, unberührten Tälern seiner Heimat glaubensstark und fittensett herangewachsen war, hielt auch in der verderbten Weltstadt den Verlockungen gewissenloser Kameraden stand. Es wurde ihm aber nicht leicht. Das laute, sträflische Gebahren stieß ihn endlich ab, verleidete ihm schließlich das ganze Studium. Er zog sich in eine weltentlegene Höhle bei Subiaco zurück, wohin ihm ein befreundeter Mönch, namens Romanus, die nötige Nahrung brachte. Er hatte gehofft, der Welt und ihrer lockenden Lust entronnen zu sein, mußte aber bald gewahr werden, daß die Versuchung allerorten den Menschen fassen kann. Tag und Nacht quälten ihn in der stillen Siedelei die läppigen Bilder, die eine lebhafteste Fantastik als Erinnerung aus dem Treiben Roms mitgenommen. Der Kampf wurde heißer und heißer, da stürzte sich Benedikt einst in die spitzigen Dornen, die vor seiner Höhle wucherten. Doch der Kampf stärkt auch und läutert. Der Heilige war geworden; die

Strahlen seiner Heiligkeit drangen hinaus in die Welt, sodaß die Mönche des Klosters Ricovaro bei Livorno den Einsiedler zum Abte bekehrten. Die Brüder von Ricovaro besaßen kein guter Geist, wenigstens bei den meisten stimmten Kleid und Leben nicht überein. Als ihr Abt sie mit mildem Ernste zu eifrigem Gebete, treuer Arbeit und zum notwendigen Schweigen antrieb, erweckte er sich ruchlosen Haß. Ein paar Brüder wurden zu Giftmischern; doch Benedikt segnete den dargereichten Kelch, er zerbrach: des Kreuzes Zeichen hatte ihn gerettet. Von Gram überwältigt, trieb es den Heiligen wieder in seine Höhle zurück.

Eine eigentümliche Unruhe plagte jetzt den Einsiedler, wie er sie früher nie gekannt. Auch strömten von allen Seiten Heilseckel in seine Siedelei. Da sie mit gutem und bestem Willen an ihn herantraten, konnte er sie nicht abweisen. Er gründete zwölf Niederlassungen mit je zwölf Mönchen, deren Oberleitung er treu versah. Doch lange hielt es ihn nicht in den ersten Klöstern; ein neidischer, gehässiger Nachbar ließ den Brüdern keine Ruhe. Sie zogen weiter und fanden den rechten Platz in Campanien, auf dem Monte Cassino. Da der Berg noch von Heiden bewohnt wurde, belehrte sie Benedikt zuerst, stürzte das Heiligtum des Gottes Apollo und baute an dessen Stelle dem Vorläufer des Herrn eine Kirche — zur Wiege des Benediktinerordens war der Grund gelegt.

Hier, auf Monte Cassino, entstand um 530 die Ordensregel, nach der dann Tausende und Abertausende gelebt haben, der Welt ein Licht, dem Himmel ein Zuwachs geworden sind. In 73 Kapiteln entwirft sie das Bild einer durch und durch gottgeweihten Familie. Und eine Familie soll jedes Benediktinerkloster darstellen. Der Abt: der echte Vater, der fürs leibliche und geistliche Wohl seiner Untergebenen, die er als seine wahren Kinder betrachtet, wachet und sorgt. Aber wie der Wohlstand einer Familie fest gegründet ist, wenn jeder in ihr in treuer Arbeit zum anderen steht, wie das Glück einer Familie dann erst echt und tief ist, wenn auch dem Herrn, dem Geber alles Guten, das gegeben wird, was ihm gebührt, so soll auch die benediktinische Familie in jeder Hinsicht glücklich werden, indem sie Gebet und Arbeit in schöner Ordnung verbindet. „Ora et labora!“ ist des Heiligen Wahlspruch gewesen, seiner Söhne Wahlspruch geworden. Herrlicher, den Menschen erhebender und heiliger Gottesdienst, unermüdete Arbeit in der Schule, der Studierstube, im Garten, Feld und Wald — der benediktinische Fleiß ist ja sprichwörtlich geworden — das sind die auffallenden Merkmale des großen alten Ordens. Das ist der Geist des Vaters in seinen Söhnen; was Benedikt in sich trug hat er als herrlichstes Erbe den Kindern hinterlassen.

Des Heiligen Großtat ist seine vom Geiste Gottes durchwehte Regel; sonst meldet die Geschichte wenig von ihm. Aber durch sie ist er der Menschheit zum größten Wohltäter geworden. Was seine Kinder der Welt, vor allem Deutschland, gegeben, hat eines unserer großen Sänger im Liede „Dreizehnhundert“ so meisterhaft besungen.

Des hl. Benediktus Leben gehörte ganz Gott, ihm galt all sein Denken und Sehnen. Deshalb starb er auch so stark und groß; aufrecht stehend, auf seine treuen Söhne gestützt, gab er himmelwärts gerichteten Blickes dem seine Seele zurück, dem sie immer und ganz angehört — am 21. März 543.

Nur Helden können so sterben; Männer, die ihre Pflicht ganz und voll getan. Wenn auch deine Devise ist: „Ora et labora!“ (Bete und arbeite!), dann wird dein Leben echten Wert, voll n. Klang bekommen. Und ruht dich einst dein Gebieter, wirst auch du aufrechtsten Geistes sterben, dein Geist wird zur Höhe, zum Allerhöchsten den Flug nehmen, nachdem er sich ohne Fagen und Zweifeln vom irdischen Leibe getrennt. Ein schöner Tod; er liegt in deiner Hand: Bete und arbeite!

Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen. (Möser.)

Paul in der Arbeit, fleißig im Beten:
Orgelspiel ohne Balgentreten. (B. Müller.)
P. B., O. F. M.

Der Brief des Grenadiers

Mich traf die Kugel, Mutter — 's ist nicht schlimm,
Sie haben Bomben aus dem Fort geschossen.
Wir stürmten los — mich hat vielleicht der Grinun
Du unvorsichtig an den Feind gerissen.
Die andern lagen schon . . . Ich stand und lief.
Granaten platzten. — Was der Hauptmann rief,
Drang an mein Ohr nicht mehr . . . Ich sah, wie kurz
Das Feld mich trennte noch von den Verhauen,
Sah rote Hosen und den Frack, den blauen,

Und stürmte mit „Hurra“ . . . Ein Ruck, ein Sturz . . .
Du mußt nicht glauben, daß es wehe tut.
Man greift zur Stirn und — hat die Hand voll Blut,
Taumelt und krampft die Finger ins Gewehr,
Knickt in die Knie und wankt . . . und weiß nichts mehr.

Hier hab' ich's gut, ich lieg' im Lazarett . . .
So sauber wie bei Dir zu Haus' mein Bett,
Und eine Schwester pflegt mich all die Tage,
Ein weißes Häubchen auf dem goldenen Haar;
Mutter, so blond, wie unsere Gretel war.
Sie ist — freilich, sie will nicht, daß ich's sage —
Ist eine Gräfin. — Schlicht und ohne Lohn,
Umsonst sie treu und pflegt sie Deinen Sohn
Und weiß doch, daß er ärmlich und gering.
Im Lenz noch säend hinterm Pfluge ging.
Sie rückt behutsam Kissen mir zurecht,
Erreut der Binden kühlendes Geflecht
Und seht mir nie, so leis ich sie auch rief,
Und küßt des Fiebers heiße Fladerbrände
Und hat so schöne, schlank, weiße Hände —
Und sie besorgt auch diesen letzten Brief.
Den letzten Mutter — wiss' es und sei stark!
Jetzt schau' ich unter Kiefern in der Mark
Im sandigen Boden unser kleines Haus,
Der Abend kringelt um die Sonnenblumen,
Heber die Straßen schau'n die alten Ruhmen
Nüchtern nach den verschlungenen Hühnern aus.
Die schied'ge Kuh brüllt wohl aus dem Stalle
Der Nero klafft auf einer Räderbaur. —
Was Peters Stute die vorüberfuhr . . . ?
Grüß' mir das Vieh und auch die Blumen alle.

Der Arzt sagt freilich . . . Gott sie trösten Leben.
Auch mich vorhin, als ich um Wahrheit frug.
Dann hört ich leise sie lateinisch reden.
Ich denk', es war latein und wußt' genug.
Ich hab' gekämpft auch mit dem Tode wacker,
Wie's ein Soldat und deutscher Bauer soll.
Heut' Nacht, der Himmel war von Sternen voll,
Heut' Nacht sah ich ganz nah' den Gottesader.
Ich sah des Vaters Kreuz im Kirchhofsgarten,
Der kleinen Lene Hügel dicht dabei,
Ganz voller Primeln noch, als wärs im Mai,
Und hab's gefühlt: Vater und Schwester warten!
Grüß' ihre Gräber, Mutter, sag', der Weg
War mir zu weit. Und weine nicht! Ich leg'
Mein Haupt hier friedlich an des Heiches Grenze,
Wie's mir die Schlacht, der Sieg in Ehren gab,
Und weiß es gut: In einem stillen Lenz
Schmückt wandernd mir ein Landsmann wohl das Grab
Und singt, den Ranzen wieder aufgeladen,
Im Weitergehen: „Ich hatt' einen Kameraden!“

Sieh', Mutter, all das große Vaterland
Liegt bald in Frieden. Was in Sturz und Brand
Verloren ging, wird wieder auferstehen,
Und Tausend, Tausend werden's nicht mehr sehen.
Auch ich nicht Mutter. Doch ich fühl's und weiß:
Ein Bauer nur, hab' ich mit Blut und Schweiß,
Ich' mich die Kugel fern von Euch gebettet,
Mein kleines Teil der Heimat auch gerettet.
Und sieh', ich denk', mein Teil liegt in der Mark:
Gewiß nicht Stadt, noch Schloß, nicht Wald noch Park,
Von Deutschlands herrlich großer Gottesgabe,
Ein winzig Stück, das ich gerettet habe.
Zwei Häuschen nur — das Deine, das verschont
Vom rauen Krieg, und jenes Strohbedeckte,
In dessen Fenster ich oft oft Kellen stecke,
Das Schieferhäuschen, drin die Gretel wohnt.
Die Gretel, Mutter . . . Unser Kinderspiel
Liegt weit, jetzt sollen andre durch die Gassen.
Geh' zu ihr, Mutter, sag' ihr bloß: „Er fiel!“
Und wenn sie weint: „Er hat dich grüßen lassen.“
Und eins noch Mutter, wenn's das Herz Dir drückt,
— Ich kenn' Dich doch — daß, wenn die Kämpfe dauern
Der Nachbar Klaus und von dem Mühlenbauern
Jeder sein Eherslein für die Kämpfer schickt,
Hochaufgepackt den Wagen an die Front —
Fürcht' lautes Scheltwort nicht, noch leisen Hohn,
Und fragt der Herr einst, der die Himmel spannte:
„Weiß, was' gebst du dem heil'gen Vaterlande?“
Sprichst Du: „Mein Bestes, Herr, den einzigen Sohn.“

Rudolf Presber,
In der „Völler Kriegszeitung“.

Der Müller von St. Amand

14. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Napoleons Gefolge jubelte auf.
Die ganze französische Kavallerie war jetzt in Aktion getreten. Wie eine einzige lebende Mauer schob sich diese dichtgedrängte Masse von 5000 Pferden an den Feind und immer lichter sah man die dunkel wie Felsen aus der Brandung ragenden Karrees werden.

Der Kaiser erhob sich von der Trommel, auf der er sinnend gesessen. Sein Auge leuchtete.

„Monthon, reiten Sie zu Drouot. Die Artillerie soll noch näher heranrücken und feuern, bis das Feld von diesen englischen Säufen rasiert ist. Sie dürfen nicht länger standhalten. Ich habe keine zweite Reiterei zu senden.“

Dann, während Salve auf Salve hinüberrollte und des Erdboden erzitterte vom furchtbaren Krachen des Geschüßes, fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu.

Als er sie nach einer Weile, wie aus einem Traume auf-fahrend, wieder öffnete, standen die eisernen Bierede da drüben immer noch eingerissen, erschüttert, zusammengeschossen, gleich den Ruinen eines ungeheuren Brandes — aber sie standen.

In Ney war der alte Husar wieder erwacht. Ueber dem Feuerreißer, mit dem er die Reiterangriffe leitete, hatte er ver-säumt, das Fußvolk rechtzeitig nachstoßen zu lassen, um die wanken-den Mauern des Feindes vollends niederzubrechen.

Die halb vernichteten Haufen gewannen Zeit, sich neu zu ordnen, und als Erlons Kolonnen endlich heranrückten, war es zu spät.

Die im Stiche gelassenen Reiter kehrten, aus tausenden Wunden blutend, zurück und von neuem mähete das schreckliche Salvenfeuer der Engländer und Hannoveraner die Infanterie nieder.

Doch der müde gewordene Blick des Kaisers richtete sich nach einer anderen Seite.

„Was ist das für eine Wolke?“ wies er nach Südosten. „Sie war vorhin nicht da. Wie dunkler Nebel liegt sie vor dem Walde von St. Lambert. Nein — sie bewegt sich.“

„Ich glaube, es sind Truppen“, antwortete Soult, „ehe er zum Fernglas greifen konnte.“

„Grouchy?“ fuhr Napoleon auf.

Die Stimme Soult's wurde unsicher.

„Wer sollte es sonst sein?“

Der Kaiser wollte nicht verstehen, welchen Gedanken er offen ließ. „Endlich!“ neigte er horchend den Kopf. „Man hört schon seine Kanonen. Er hat die Preußen an der Dyle gepackt, ehe sie herankommen können. Jetzt ist es Zeit, dem Engländer den Gnadenstoß zu geben. Die Pferde! Und mir nach!“

Klirrend flog sein ganzes Gefolge in die Sättel. Durch einen Regen von Kugeln und Granaten ging der Ritt hinüber nach La Haie Sainte, bis zu den vordersten Reihen der Sturmkolonnen.

„Soldaten“, rief der Kaiser, „alles geht gut. Grouchy ist in der Nähe, man sieht seine Heerhaufen, man hört den Donner seiner Geschütze. Vor der Nacht noch ist der Sieg unser.“

Neue Begeisterung flammte auf. Die Trommeln wirbelten wieder, die Hörner riefen. Noch einmal rückte das Korps Erlon an den Feind.

Siegesgewiß wollte der Kaiser nach Belle Alliance zurück-reiten, da zügelte er plötzlich betroffen sein Pferd.

Ein Korporal, der mit zwei Männern einen Gefangenen eskortierte, kreuzte seinen Weg.

„Was ist das? Ein preussischer Husar! Wie kommt der hierher?“

„General Marbot schickt ihn“, rapportierte der Gefragte.

„Man hat ihn im Walde von Frischermont gefangen. Es sind ihrer vier gewesen, die zu den Engländern hinüber wollten, aber die drei andern entkamen.“

„Im Walde von Frischermont?“ stutzte Napoleon. „Es kann sich nur um eine von Grouchy versprengte preussische Abteilung handeln“, beruhigte er seine Umgebung, während er den Gefan-genen heranwinkte.

„Von welchem Korps?“ fragte er kurz.

„Von Wilows Bommern“, lautete die feste Antwort.

„Sind die im Anmarsch?“

„Ja. — Und die ganze preussische Armee.“ Der Husar deutete nach den Höhen zur Linken. „Dort aus dem Walde von Frischermont zieht sie gegen Planchenoit heran. Wir sollten es dem Herzog melden.“

Der Kaiser fuhr zurück, sein Gesicht verjäherte sich.

„Und die französischen Truppen, auf die man gestoßen sein muß?“ stieß er mit tonloser Stimme heraus.

„Wir haben nirgends welche gesehen.“

„Mort de ma vie! Grouchy hat uns im Stich gelassen! Fort mit dem Gefangenen. Er darf mit niemanden sprechen. — Und sorgen Sie, daß die Sache geheim bleibt. Die Garde darf nichts erfahren.“

„Sire befehlen die Garde?“ fragte Soult.

„Zunächst die junge. Lobau wird Planchenoit allein nicht halten können. Bis die Preußen heran sind, müssen wir mit dem Engländer fertig sein.“

Er klammerte sich an eine letzte Hoffnung. Der Gefangene konnte gelogen haben. Vielleicht hatte man es nur mit Wilow zu tun und Wilcher ward bei Wavre von Grouchy festgehalten.

Aber wie er das Glas aus Auge setzte, schwand auch dieser flüchtige Trost, und über das eherne Imperatorengesicht legte sich eine düstere Wolke furchtbaren Ernstes.

Von überwältigender Großartigkeit war der Anblick, der sich da auf seinem rechten Flügel bot.

Schattenhaft quollen unübersehbare Scharen aus dem dunklen Walde ins Licht, und je tiefer sie sich herabwälzten gegen den brüllenden Kessel der Schlacht, desto deutlicher wurden sie. Wie schimmernde Fächer in eine riesige Arena stiegen sie nieder, in ge-schlossenen Reihen, über die abgestuften Terrassen des Geländes herunter, eine Kolonne über der anderen, dazwischen das Geschütz, voran und an den Seiten die Reiter trabend. Ueber den vordersten Reihen blühten die Spitzen der Bajonnette im Glanz der Abend-sonne, und, hoch die Luft durchschauend, plakten schon die ersten Granaten am Hügel von Rossomme.

Einen Augenblick sanken Napoleons Arme schlaff herab, nachdenklich neigte sich das sorgenschwere Haupt. Sollte er Grouchy

noch eine Botschaft senden? Nein, — es war doch umsonst. Aber noch war das Spiel nicht zu Ende. Noch konnte er gewinnen, aus eigener Kraft, — wie bei Vigny. Die letzte, beste Karte hielt er noch in der Hand. Jetzt war es Zeit, sie auszugeben.

In den Bügeln sich hebend, raffte er sich auf, die kleine Ge-stalt straffte sich unter eisernem Entschluß und bei der gebieteri-schen Handbewegung zuckte es flammend über das blasser Marmor-ge-sicht.

„Die alte Garde zum Sturm auf Mont St. Jean!“

*

Eine Pause trat ein.

Der Tod schien Atem zu holen in dieser dumpfen Stille der nahenden Entscheidung.

Unter einem Baume auf der Höhe zog der Herzog von Wellington seinen Feldherrnhut tiefer in die Stirn, als fürchte er, ein kommender Sturm könne ihn davontragen.

Vom Pferde springend, tat er ein paar Schritte zur Rechten, bis sein Fuß an den Körper seines blutend zusammengebrochenen Generaladjutanten Barnes stieß.

Der Posten an seiner Seite war gefährlich heute. Er sah sich nach einem Ersatz um, und sein suchender Blick fiel auf die Felder vor dem Soignewalde, die schon von Verwundeten und Pflichtlingen wimmelten. Ein ganzes Husarenregiment bewegte sich dort nach rückwärts. Der Glaube an die Unbezwinglichkeit seiner Stellung schien wankend zu werden.

Ein bitteres Lächeln glitt über das kalte Gesicht. Wie lange konnte er ihn denn selbst noch festhalten? Die Munition ging zu Ende und nur wenige Reserven waren noch da. Womit sollte er kämpfen, wenn sie verbraucht waren, während Napoleon jetzt erst seine Kerntruppen ins Feuer führte! Die Preußen waren da, — freilich, — seit einer halben Stunde wußte man von ihrem An-marsch. Aber würden sie heran sein, ehe die Mauer seiner Streiter brach?

In gedrückter Stimmung mit sorgenvoller Stirn sah er den eine Botschaft des Draniers bringenden Earl of March auf sich zutreten.

„Sie kommen wie gerufen“, sprach der Herzog mit seiner kalten, klaren, stets wie gemessener Befehlston klingenden Stimme. „Reiten Sie gleich nach links hinüber, den Preußen entgegen. Es ist mir gemeldet, daß das Biethensche Korps durch den Lasnegrand heraufrückt. Sagen Sie dem General, wie es hier steht. Wenn er nicht kommt, sind wir verloren. Es ist der letzte Moment.“

Von links her, wo jetzt die Preußen seine Flanke deckten, zogen die letzten, nach der Mitte heranbeordneten Verstärkungen vorüber.

Vor ihren Augen setzte der britische Führer sich unter einen Baum. „Hier bleibe ich, Soldaten. Es ist die Grenze, über die kein Lebender darf. Wir dürfen nicht geschlagen werden. Was würde England dazu sagen.“

Stumm blickten die Krieger, die mit ihm in Spanien ge-wesen, sich an. So hatten sie ihn nur einmal gesehen, damals, beim Sturm auf Badajoz, als seine kalten Augen feucht ge-worden, nur einmal hatten sie mit solcher Stimme ihn sprechen hören. Sie verstanden ihn.

„Old England for ever!“

Zum Aeußersten entschlossen, rückten sie in ihre Stellungen.

Sieben Uhr schlug es vom Turme zu Waterloo. Da lief es wie der elektrische Funke am Eisendraht durch die Gewehr bei Fuß stehenden, des letzten Kampfes harrenden französischen Truppen.

„Die alte Garde kommt!“

Und Grouchy kam ja auch, wie man von Regiment zu Regiment gemeldet hatte.

Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern. Das war der Sieg, die Entscheidung!

„Die Garde kommt!“ Mit bitterem Lachen wischte Ney das Blut von der breiten Klinge seines Degens. „Jetzt kommt sie, jetzt, wo es vielleicht zu spät ist. Er macht's wie bei Borodino. Hätte er sie eingesetzt gleich nach meinen Reiterattacken, wir hätten alles weggelegt, nichts wäre da droben stehengeblieben.“

Nicht mit Unrecht zieh der Marschall den Kaiser eines Fehlers, den er eine Stunde früher selbst begangen hatte. Doch die Schicksalsstunde ließ ihm nicht Zeit zu weiteren Gedanken.

Dronots Geschütze spien rote Feuerströme in die müden Schatten der Dämmerung und schon erglänzten über dem zer-stampften Aehrenfeld im trüben Abendrot die ersten goldenen Adler der Garde.

Zehn furchtbare Schlachthaufen, in Karreeform vorrückend, breiteten zwischen La Haie Sainte und Papelotte sich aus, und un-willkürlich stimmten die Russkorps die alte Weise ihrer Jugend, das trogige Flammenlied der blutigen Revolution an, das dieses Kaiserreich geschaffen.

Brausend mischten sich mit dem Taktschritt des Sturm-marsches die feurigen Klänge der Marzeillaise:

„Auf, Söhne des Vaterlandes!“

Gefommen ist der Tag des Ruhms.“

Bis auf 300 Schritte waren sie heran, da gingen die Gewehre der Engländer und Hannoveraner los und ein Hagel-schauer von Kugeln lichtete ihre Reihen.

Die Bärenmützen wankten nicht, schlossen sich nur fester zu-sammen und vorwärts ging es.

(Fortsetzung folgt.)